

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Februar 2024



Zeltlager Oerlinghausen

Foto: Privatbesitz

Vorwort von Eva Geffers

Der ZeitZeugenbrief Februar beginnt mit abenteuerlichen Kinderreisen nach 1945 in Westdeutschland und wird fortgesetzt mit der Bedeutung von Geschwisterbeziehungen. Die beiden folgenden Artikel befassen sich in ganz unterschiedlicher, aber hoch interessanter Weise mit der DDR. Spannend zu lesen sind die dann folgenden Theatererinnerungen und ein Bericht über eine Ehrenamts-tagung. Unser HALBKREIS-Treffen findet am 27. Februar 24 bei Wein & Vinos statt. (Siehe S. 12)

Ferienaufenthalte für Kinder aus Berlin in der Nachkriegszeit

Von **Hubert Draegert**, Jahrgang 1936, Einschulung 1942, wohnhaft im Bezirk Wedding

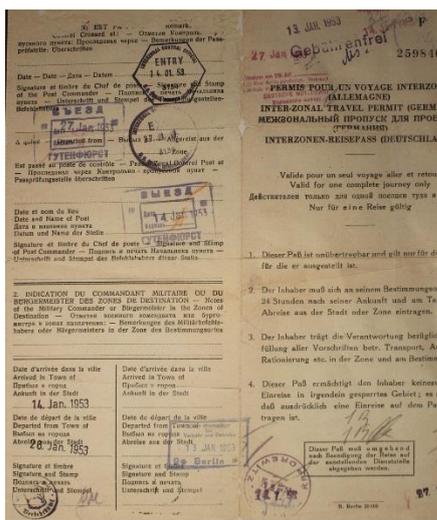
Der folgende Bericht beruht auf den persönlichen Erfahrungen, an die ich mich als Schüler und Student erinnere. Die ersten „Reiseerlebnisse“ nach 1945 waren ausschließlich

mit Hamsterfahrten der Angehörigen verbunden. Für die großen Ferien ab 1946 wurden Ferienspiele vor Ort organisiert. Das Bezirksamt Wedding lud ein, mit Decke, Zelt und Kochgeschirr auf die große Spielwiese des Volksparks Rehberge zu kommen. Mit den Spielkameraden aus dem Afrikanischen Viertel vertrieben wir uns die Zeit mit allerlei Aktivitäten, bis der Höhepunkt zur Mittagsstunde erreicht war, das Eintreffen der Essenskübel. Die Versorgung mit einer warmen Mahlzeit war sicherlich das Hauptziel dieser Maßnahme in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Im Jahr 1948 – die Zeit der Blockade – hatte ich das Glück, als Mitglied des Domchors an

Inhalt	
Geffers: Vorwort	1
Draegert: Ferienaufenthalte	1
Sharma: Zusammenhalt	4
Werner: Meine gefundenen Geschwister	4
Raetsch: Umweltschutz in der DDR	7
Triesch: Die DDR nach der DDR	8
Plato: „Der Stellvertreter“	10
Robel: Freiwilligenagenturen	11
Gratulationen	12
Zeitzeugen gesucht	12
Ankündigung	12

einer Erholungsreise auf die Insel Rügen teilnehmen zu können. Der Chor sang im teilzerstörten Berliner Dom in der Gruftkirche, die Proben fanden in der Hochschule für Musik in Charlottenburg statt, und die Organisation der Reise besorgte die Evangelische Kirche, deren Büro in Dahlem lag. Hier wird deutlich, dass die Stadt trotz aller politischen Warnzeichen noch als Ganzes erlebt wurde.

1952 wurden die Grenzen zur DDR für die Einwohner der Westsektoren geschlossen. S- und U-Bahnen fuhren nach wie vor über die Grenzen hinaus. In Ausnahmefällen, z.B. Jugendweihe, konnte man einen Passierschein in der Keibelstraße bei der Volkspolizei beantragen. Die Freizügigkeit in Berlin war noch durch das Viermächteabkommen bis 1961, Bau der Mauer, gewährleistet.



Interzonen-Reisepass FotoPrivatbesitz

Im Bezirk Wedding gab es Jugendheime, u. a. in der Ackerstraße, und einen beachtlichen Neubau am Nauener Platz. Jugendorganisationen wie die Falken, Pfadfinder und die Naturfreundejugend machten Angebote für Ferienaufenthalte. So fuhr ich mit den Naturfreunden zum ersten Mal im August 1953 nach Bad Harzburg. Nicht der Rede wert, mag manch einer denken. Weit gefehlt! Es bedurfte eines komplizierten Verfahrens zur Erlangung eines Interzonenpasses beim Zentralbüro für den Interzonenverkehr – Französischer Sektor – Berlin – Quartier Napoleon. Das Dokument ist erhalten und gibt

als Reisegrund „Jugendpflegefahrt“ an. Der Interzonenpass beruhte auf Vereinbarungen der vier Alliierten vom 30. Juni 1946 zur Regelung des Verkehrs zwischen den vier Besatzungszonen in Deutschland. Anlass war die Sperrung der Demarkationslinie zu den Westzonen seitens der Sowjetischen Militäradministration (SMAD). Im November 1953 wurde der Interzonenpass endgültig abgeschafft. Andere Regelungen traten im Verkehr zwischen der Bundesrepublik und der DDR in Kraft.

Das Jugendamt Wedding richtete in den fünfziger Jahren ein Zeltlager in Oerlingshausen im Westfälischen ein. Dort habe ich 14 Tage verbracht und mit meinem Akkordeon eine Volkstanzgruppe begleitet. So lernte ich auch Arthur Bolle kennen, einen berlinweit bekannten Volkstanzgruppenleiter im Bezirk Wedding.

Vom Bezirksamt Neukölln wurde mir später bestätigt, dass ich in Jugendzeltlagern von 1956 bis 1958 ehrenamtlicher Helfer war. Im Jahr 1957 wurde ich im Neuköllner Jugendlager in Dänisch-Nienhof/Ostsee der Lagerleitung für die pädagogische und kulturelle Betreuung der Neuköllner Jugendlichen zugewiesen. Am Anfang stand eine große Wiese an der Küste zwischen Kiel und Eckernförde zur Verfügung. Im Vorauskommando aus Mitarbeitern des Bezirksamtes wurde eine Küche gebaut. Mit olivfarbenen Armeezelten begann es. Später wurden weiße Zelte aufgestellt. Mit Stroh von den Bauern begann es, danach wurden Holzböden verlegt und Luftmatratzen beschafft. In drei Durchgängen rollten dann die Busse der Fa. Weinrich mit den Jugendlichen aus Neukölln an, die mit Sport und Spiel sorgenfreie Tage an der Ostsee, beaufsichtigt von der DLRG Eckernförde, verleben konnten. Auch der Bezirksjugendpfleger nahm seine Verantwortung im Zeltlager wahr.

Auch die Schulen begannen in den fünfziger Jahren Klassenfahrten zu veranstalten. Im Januar 1953 nahm ich an einer Skifahrt der Lessingschule nach Lenggries (lt. Interzonenpass: US-Zone) teil, im Vergleich zur Jetztzeit außerordentlich beschwerlich. Das

Gepäck der Schüler wurde vor der Schule auf dem Dach des Busses verstaut und mit zwei Lehrkräften und einem Koch für die Skihütte ging es über den alten Kontrollpunkt Dreilinden in Albrechts Teerofen in Richtung Bayern. Die Saalebrücke war noch zerstört. Vermutlich in Schleiz, vielleicht auch Lobenstein, verließ der Bus die Autobahn (heute A 9), um an den tief im Saaletal liegenden Grenzkontrollpunkt Juchhöh (DDR) zu gelangen.

Es war jahreszeitlich bedingt schon dunkel und die Kontrollbaracke im fahlen Licht der Laternen. Alles verschneit und kalt, wie die Grenzorgane, denn alle Jungs mussten ran, die Koffer vom Dach holen und der gründlichen Kontrolle zuführen. Ob wir auch nach „Waffen und Munition“ gefragt wurden, kann ich nicht mehr sagen. Es war eigentlich unübersehbar, dass eine Schülergruppe reiste. Aus dem „Reisezweck“ des Interzonenpasses ging deutlich hervor: „Schülerwanderung“.

Endlich ging es über die Saale und wir erreichten den bayrischen Grenzort Töpen. **Töpen-Juchhöh**, die alten Berliner erinnern sich. Die Kontrollpunkte hatten noch nicht die Ausmaße wie später in Dreilinden / Drewitz oder Helmstedt/Marienborn. Töpen bestand aus einer größeren Baracke mit verqualmtem Kantinencharakter, in der viele Lastwagenfahrer nach den strapaziösen Fahrten und Zollkontrollen Ruhe fanden in dem Gefühl, das Schlimmste überstanden zu haben. So ging es auch uns.



Rückreise nach Berlin Foto: Privatbesitz
Abgesehen davon, dass wir nun im Westen waren, kam noch hinzu: wir waren in Bayern! Wer von uns sechzehnjährigen Mädchen und

Jungen war 1953 schon mal in Bayern? Ich behauptete, niemand. In unseren Köpfen dürfte die Vorstellung vorgeherrscht haben, gleich hinter Töpen sind die Alpen zu sehen. Mit dieser Erwartungshaltung wichen die Anspannungen der langen Fahrt und die Vorfreude munterte die Klasse auf.

Dieses Aufatmen, wir sind durch, beherrschte über Jahrzehnte die reisenden Berliner (West), wenn es mit dem Pkw über die Autobahn oder mit dem Interzonenzug – so nannte man über lange Zeit die Eisenbahnverbindung - nach Westdeutschland ging. So war es bei Privatreisen, so war es immer bei Fahrten in Ferienlager, Schullandheimen oder Jugendherbergen. Die Fahrten waren lang und mit viel Papierkram verbunden. Wenn z.B. eine Klasse mit 35 Schülern nach St. Peter-Ording fuhr, dann hatte die Lehrkraft Schülerlisten und 35 weiße Schülerausweise (Milchkarten) zu sortieren, damit bei der Grenzkontrolle alles seine Richtigkeit hatte. Über die F5 (heute B5) mit zwei Grenzübergängen in Staaken und Horst in der DDR konnte die Fahrt bis an die Nordsee schon mal 10 Stunden dauern. Das war mit Grundschulern zum Teil schon eine Herausforderung. Allerdings waren diese Schülerfahrten in der Regel für 14 Tage geplant. Damit war bei Spiel und Sport, frischer Seeluft und Landeskunde den jungen Kindern aus der Großstadt ein unauslöschliches Erlebnis garantiert, an das sich aus meinem Umfeld noch manch einer gern erinnert.

Das Jugenderholungsdorf des diakonischen Werks in Sankt Peter-Ording mit dem legendären Heimwart Fred Warn war aus meiner Kenntnis ein beliebtes Ziel für Schülerinnen und Schüler aus den Schulen der Westbezirke Berlins. Gleichfalls hoch im Kurs war das Schullandheim in Kronach mit den Ausflügen nach Bamberg, Vierzehnheiligen, Potenstein mit der Teufelhöhle und dem Lokomotivmuseum in Neuenmarkt-Wirsberg. Ganz sicher gab es noch viele andere beliebte Reiseziele.

Mit der Wiedervereinigung haben sich Gott sei Dank auch die Landschaften in der näheren Umgebung Berlins für Ferienaktivitäten

geöffnet. Trotzdem habe ich mit Freude gelesen, daß vor kurzer Zeit eine ganze Schule aus Berlin eine Schülerfahrt auf die Nordseeinsel Sylt organisierte. Kompliment an die Schulleitung!

Zusammenhalt – Kraft, die sich Geschwister geben Von Marga Sharma

Wir waren vier Geschwister. Mein Bruder war schon dreizehn, als ich geboren wurde und meine Schwestern zwölf und sieben Jahre alt. Dann kam ich! Wir lebten in Neukölln zwischen zwei Kirchen, und ich liebe das Glockengeläut immer noch. Zwei Zimmer für sechs Leute – heute unvorstellbar. Meine ersten Erinnerungen sind, dass, wenn ich durch das Schlafzimmerfenster meiner Eltern sah, dass da Kühe standen. Im vorderen Haus war ein Milchladen, in dem ich noch für meine Kinder Milch holte. Als ich etwa drei Jahre alt war, zogen wir in eine größere Zweizimmerwohnung um, in der gleichen Straße in Neukölln. Ich erinnere mich, dass ich mit meinem Puppenwagen in Begleitung meiner Schwestern über die Herthastraße fuhr.

Das Verhältnis zwischen uns Geschwistern war immer sehr eng und gut. Mein Vater war vom Ersten Weltkrieg schwerbeschädigt und wurde nicht eingezogen. Mein Bruder musste noch sehr jung gewesen sein, als er zum Militärdienst musste. Erika, die älteste, machte eine Lehre als Putzmacherin und versorgte uns alle mit Hüten. Wegen der häufigen Luftangriffe auf Berlin musste meine Mutti mit mir und Ilse, meiner anderen Schwester evakuiert werden. Wir lebten dann zur Untermiete in Schneidemühl, Pommern, in der Geburtsstadt meines Vaters. Ich wurde dort eingeschult. Als ich das erste Mal in die Klasse kam, begrüßte ich den Lehrer mit einem Knicks und „Guten Tag, Herr Lehrer“, wie meine Mutti es mir beigebracht hatte. Er keifte mich an: „Was hast du gesagt? Es heißt Heil Hitler!“ Den Rest der ersten Schulstunde stand ich dann auf dem Schulhof, Arm

hoch und habe „Heil Hitler“ gebrüllt. Vom Fenster aus wurde ich beobachtet.

1944 fiel mein Bruder „für Volk und Vaterland“. Er war gerade 20 Jahre alt.

Im Januar 1945 fuhren wir zurück nach Berlin. Für eine Strecke von fünf Stunden brauchten wir eine Woche. Immer wieder kamen Tiefflieger, und wir mussten in den Wald rennen. Die Angst spüre ich heute noch, wenn ich daran denke. Die Bombardierungen in Berlin nahmen zu, aber die Familie war zusammen. Ich habe zwei dicke Aktenordner voll mit Briefen: von Papa und Erika aus Berlin, von meinem Bruder an der Front und meiner Mutti und Ilse aus Schneidemühl. Viele Briefe sind einfach nur Lebenszeichen nach schweren Angriffen. „Lebt Ihr noch?“ Und aus Berlin: „Wir leben noch.“

Als mein Vater starb, rannten meine Schwestern los, um einen Arzt zu holen. Es war morgens um fünf Uhr dreißig. Als er dann tot in seinem Bett lag, musste ich als Jüngste bei ihm sitzen bleiben. Mutti rannte zum Rathaus, und meine Schwestern fuhren mit der S-Bahn nach Steglitz zu Papas Schwester und Bruder und die andere nach Schöne-weide zu Papas Bruder. Telefon hatte niemand. Und ich saß stundenlang am Bett. Auf dem Balkon zwitscherte Papas Hansi voller Lebensfreude.

Meine Schwestern heirateten in der Philipp Melanchton Kirche. Sie gingen zu Fuß. Drei Monate, bevor Erika ihren Sohn bekam, verstarb ihr Mann. Er war dreißig Jahre alt. Wir alle unterstützten Erika, damit sie mit Näharbeiten von Zuhause aus Geld verdienen konnte. Ein Jahr später bekam Ilse Zwillinge. Auch hier halfen wir alle, so gut wir konnten. Wir drei Schwestern hielten immer zusammen. An Streitereien kann ich mich nicht erinnern.

Meine gefundenen Geschwister Von Jürgen Werner

Ich lebte in einem Kinderheim. 1950 wurde ich mit 6 Jahren eingeschult. Mit dem Beginn

des 3. Schuljahres übersiedelte ich in ein Heim für größere Kinder.

„Das ist dein Bruder“, sagte dort ein Junge zu mir.

Weil ich meinen 18 Monate jüngeren Bruder nicht kannte, wurde ich verspottet.

Wenige Monate später, 9 Jahre alt, wurde ich von Pflegeeltern ausgewählt und mit einem Mädchen gleichen Alters zum Bahnhof gebracht. Sie sagte: „Wir haben jetzt eine Mama und einen Papa.“

Das Wohnverhältnis war bescheiden und mit den heutigen Ansprüchen in keiner Weise vergleichbar.

Ich kann die Zeit nicht mehr abschätzen, wann meine Pflegeeltern die Entscheidung trafen, dass es nicht gehe, einen Jungen und ein Mädchen in der kleinen Wohnung zusammen zu haben.

Wir fuhren mit der Eisenbahn ins Kinderheim, das Mädchen verabschiedete sich, ich unterhielt mich mit den mir bekannten Kindern. Sie erklärten mir, dass ich wohl wieder bleiben werde.

Zu meiner Überraschung stand mein Bruder bei meinen Pflegeeltern, ich sollte wohl ausgetauscht werden. Aber nein, wir gingen zusammen zum Bahnhof, die Brüder waren zusammen. Mein Leben verlief nun anders. Mein Bruder schlief mit mir zusammen in einem großen Bett.



1954 rechts Jürgen Werner mit seinem Bruder
Foto: Privatbesitz

Wie lange mein Bruder bei mir war, kann ich nicht mehr abschätzen, er musste zurück ins Heim. Es gab Probleme in der Schule, oft Strafen, Schläge, auch ich wurde züchtig erzogen. Meine Pflegeeltern waren einfach

überfordert mit zwei Jungen, die nur im Heim gelebt hatten und nun nach den Vorstellungen fremder Erwachsener ein geregeltes Familienleben führen sollten.

Nachdem ich wieder alleine war, habe ich erfahren, dass meine Pflegeeltern einen Sohn in der Hitler-Zeit verloren hatten. In einem Arbeitslager wurde er erschlagen.

Bei einem Friedhofsbesuch erzählte meine Pflegemutter, dass ich so große Ähnlichkeit mit ihrem Sohn hätte.

Meine Pflegeeltern waren Alt-Kommunisten. Sie hatten die Nazizeit übel in Erinnerung und erhofften sich von der DDR ein besseres Leben. Später habe ich viele Zusammenhänge erkannt und bewertet. Mein Pflegevater war ein Stasi Mitarbeiter. Die Stadtverwaltung, das Fürsorgeamt und die Polizei behandelten uns mit Zuvorkommenheit und Respekt.

Dementsprechend war auch meine Erziehung.

Auf richtige Freundschaften musste ich lange warten. In der Wohnung hatte ich einen ganz anderen Gesprächsstoff als unter meinen Freunden. Es war nicht immer leicht, aber ich lebte mich ein. Mit 14 Jahren sollte ich einen Personalausweis bekommen.

Ich hatte keinerlei Papiere über meine eigentliche Herkunft, nur meinen Geburtstag wusste ich genau und meinen Namen.

Meine Pflegemutter machte mich einmal darauf aufmerksam, dass mich auf der Straße eine Frau angeschaut habe, was mir nicht aufgefallen war. Sie erklärte mir, dass das meine Mutter war, die mich sehen wollte. Ich wunderte mich, dass meine Mutter lebt.

Meine Pflegemutter erklärte mir, dass meine Mutter mich und meinen Bruder ins Heim gegeben hatte, weil sie uns nicht behalten konnte, es war zu schwer für sie geworden. Ich gab mich damit zufrieden, denn wenn sie uns nicht haben wollte, so hatte ich jetzt andere Eltern.

Mit dem Besitz des Personalausweises erfuhr ich aber auch mehr über mich.

Ich war in Potsdam geboren und hatte 3 Vornamen. Nach der 8. Klasse ging ich in die Lehre.

Meine Berufsausbildung fand in der Umgebung in einem kleinen Dorf statt. In dem Betrieb lernte ich Leute kennen, die mich erkannten und erzählten, dass ich in diesem Dorf als Kleinkind mit meiner Mutter und 3 Geschwistern gelebt habe. Es existierten also noch 2 Schwestern. Das waren für mich sehr aufregende Neuigkeiten. Meine Fragen dazu waren meinen Pflegeeltern unangenehm.

Meine 2 Schwestern lebten auch bei Pflegeeltern, die auch meinen Bruder zu sich geholt hatten. Mein Wunsch, diese Geschwister zu sehen, war sehr groß, aber meine Begeisterung wurde gedämpft. Meine Pflegeeltern erzählten mir, diese Leute hätten Landwirtschaft, ich solle mir das Leben mit der dazu gehörenden Arbeit mal vorstellen und daran denken, wie gut ich es bei ihnen habe. Bei einer gemeinsamen Dampferfahrt erfuhr ich von einem geplanten Besuch bei dieser Familie. Als wir vor einem großen Tor standen und klingelten, kam ein älteres Mädchen heraus, und wir erklärten unser Kommen. Das Mädchen war meine älteste Schwester, und die anderen Familienmitglieder waren nicht anwesend. So konnte sie uns nicht hereinbiten. Ich war enttäuscht und die Bemerkung meiner Pflegeeltern empfand ich als nicht sehr schön. Sie behaupteten, sie seien auf dem Acker und müssten hart ran. Eine Fahrradtour mit einem Freund führte mich in die Stadt meiner Geschwister.

Voller Unruhe überlegte ich, ob ich einfach einen Besuch machen könnte. Entschlossen und mutig sagte ich zu meinem Freund: „Wir besuchen jetzt meine Geschwister, die wohnen hier in der Nähe.“ Erstaunt stimmte er zu, und ich erklärte ihm auf der Fahrt die Zusammenhänge.

In der Nähe des Hauses begegneten wir 2 Mädchen auf ihren Fahrrädern. Wir piffen hinterher und kicherten.

Nach dem Klingeln am Tor öffnete mein Bruder. Wir wurden hereingebeten und ich lernte die Pflegeeltern meiner Geschwister kennen. Ein älteres, sehr freundliches Ehepaar. Sie bedauerten, dass meine Schwestern gerade weggefahren sind. Ich auch. Sie werden bald

wiederkommen, wir könnten doch warten, wurde erklärt. Ich weiß heute nicht mehr, wie diese Wartezeit verging. Plötzlich standen die Mädchen im Raum. Gab es eine Ähnlichkeit oder fühlten wir etwas? Verwirrt erkannte ich die Mädchen, die wir vorher auf den Fahrrädern gesehen hatten. Es waren meine Schwestern.

Ich habe keine Erinnerung daran, was wir gesprochen haben. Die Zeit verging sehr schnell, ich versprach einen weiteren Besuch. Auf dem Heimweg kreisten meine Gedanken. Was erzähle ich meinen Pflegeeltern? Sie haben meinen nicht abgesprochenen Besuch akzeptiert. Es folgten viele weitere Besuche, häufig auch mit Übernachtungen übers Wochenende.

Der Pflegevater meiner Geschwister arbeitete in Ostberlin, dorthin fuhr er mit der S-Bahn. Zu der damaligen Zeit fuhr die S-Bahn ohne Probleme von Ost durch West und wieder Ost. Er machte gute Geschäfte. Wenn er das Westgeld in Ostgeld tauschte, hatte er den fünffachen Wert. Das war natürlich verboten. Dass ich darüber eingeweiht wurde und sie mir vertrauten, erfüllte mich mit der Hoffnung, auch ein Teil dieser Familie zu werden.



Jürgen Werner mit seinen Schwestern
Foto: Privatbesitz

Verwundert musste ich erfahren, dass diese Pflegeeltern auch versucht hatten, mich in ihre Familie zu holen. Meine Pflegeeltern haben ihren Stand und ihre Möglichkeiten genutzt, damit es keine Einwilligung der Fürsorge gab. Das Wohl meiner Pflegeeltern stand höher als das der Geschwister. Teil-

weise hatte ich sogar Verständnis für ihr Handeln. Sie haben über die Jahre ihren verstorbenen Sohn in mir gesehen.

In der nachfolgenden Zeit habe ich viel über meine richtige Familie erfahren. Meine Mutter lebte in einer Stadt in Westdeutschland. Meine Geschwister hatten Briefkontakt mit unserer Mutter.

Ich hatte nun einen großen Verwandtenkreis. Tanten, Onkel, Cousins, Cousinen, alle mütterlicherseits, aber in Westberlin, so nah für mich und so leicht erreichbar. Ich fuhr öfter nach Westberlin und besuchte meine Verwandten. Meine Pflegeeltern haben davon nichts erfahren. Es wäre für mich und für sie eine Tragödie gewesen. Sie hätten mich wohl wieder ins Heim gegeben.

Meine neuen Verwandten erwarteten, dass ich zu meiner Mutter möchte. Der Wechsel von Ost nach West war zu dieser Zeit legal nicht möglich. Jedoch alles stehen und liegen zu lassen, wurde zu einer schweren Entscheidung. In der nächsten Zeit sammelte ich meine wenigen Papiere, Zeugnisse und ein persönliches Fotoalbum.

Ich lebte in dieser Zeit in einer Lehrlingsunterkunft, in einem Dorf an der Grenze zu Westberlin. Meine Gefühle waren widersprüchlich. Es lockte die Versuchung, zu gehen, meine Mutter kennenzulernen und eine völlig andere Welt zu erfahren. Andererseits taten mir meine Pflegeeltern sehr leid, die noch einen Sohn verlieren würden, ich war ihnen ans Herz gewachsen.

Der Wunsch, in den Westen zu gehen, war stärker. Eine kleine Fahrt mit dem Bus, ein paar Bahnhöfe mit der S-Bahn und schon war ich im Westen, in Charlottenburg.

Mit 16 Jahren hatte ich mich auf den Weg gemacht, meine Mutter kennenzulernen.

Das ist dann aber eine andere Geschichte.

Umweltschutz in der DDR

Von Dietrich Raetsch

Um bei diesem Thema umfänglich heranzugehen, sollte man die Ausgangssituation bei der Gründung 1949 berücksichtigen.

Das Land war zerstört, es mussten Reparationsleistungen in erheblichem Umfang geleistet werden, es sollte ein für die werktätigen Menschen besseres Land entstehen. Ein weiterer wichtiger Aspekt war, es gab keinen Marshallplan wie in der BRD.

Die schnelle Schaffung von Wohnungen, der Aufbau der Schwerindustrie und die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse standen im Fokus.

Die Braunkohle als Energiequelle war vorhanden und Umweltschutz wurde in dieser Zeit, beidseits der deutschen Grenze nicht als das Problem der Zeit angesehen.

Der Aufbau der sozialistischen Volkswirtschaft hatte Priorität. Die offene Grenze und der schnelle wirtschaftliche Aufschwung Westdeutschlands waren Faktoren, die zu berücksichtigen waren. Das alles sollen keine Entschuldigungen sein, sondern nur zu realistischer Betrachtungsweise beitragen.

Die Umweltbelastungen durch die Abgase der Braunkohlekraftwerke, die Emissionsbelastungen durch die chemische Industrie im Raum Leipzig/Bitterfeld waren erheblich. Ich wohnte damals in Karlshorst in der Nähe vom Kraftwerk Klingenberg und es kam auf die Windrichtung an, ob es sinnvoll war, die Wäsche herauszuhängen.

In Rüdersdorf, südlich von Berlin, wurde Zement für den schnellen Aufbau (Ost-)Berlins hergestellt und dort sah es oft aus wie im Winter. Atemwegserkrankungen (besonders bei Kindern) waren weit verbreitet.

Die ungefilterte Einleitung von Abwässern in Flüsse wurde billigend in Kauf genommen, denn es galt, den Westen zu überholen, ohne ihn einzuholen. In der Saale schwammen oft tote Ratten und auch Schweine (selbst gesehen). Das Strandbad Oberspree musste aufgrund der eingeleiteten Abwässer der Industriebetriebe in Berlin Schöneweide geschlossen werden.

Die Atomkraft als zukunftsweisende Energiequelle wurde überall forciert, ohne sich über die langfristigen Folgen Gedanken zu machen. Der politische Einfluss der Sowjetunion auf politische und wirtschaftliche Prozesse sollte bei der Betrachtung berücksichtigt werden.

(RWG Rat für wirtschaftliche Gemeinschaft der soz. Länder). Die Verwendung von stark bleihaltigem Benzin trug auch erheblich zur Luftverschmutzung bei.

Wir Berliner (Ost sowie West), erinnern uns sicher an die Zeit, in der gegen harte Devisen Westberliner Müll in Brandenburg entsorgt wurde.

Positiv erwähnt werden sollte, dass es ein gut ausgebautes System der Altstoffverwertung gab, die Sekundärrohstoffgewinnung (SERO). Es wurde Altpapier gesammelt, Flaschen kamen nicht in den Müll, sondern wurden gegen ein kleines Entgelt in die Sammelstellen abgegeben. Das wurde von staatlicher Seite forciert, und wir Kinder besserten damit unser Taschengeld auf. Es war vermutlich nicht der Umweltgedanke, der zu dieser Aktion führte, sondern der Rohstoffmangel.

Die zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte waren weit entfernt von Umweltschutz. Sie wuschen ihre Panzer in Anwesenheit von Badenden in den Seen, schütteten giftige Flüssigkeiten ins Erdreich und verbrannten stark raucherzeugende Abfälle. Bombenfischen war zwar auch für sie verboten, aber es kam auch vor. Nun könnte man meinen, sie sagten sich, ist doch nicht mein Land, aber sie waren es gewohnt aus ihrer sozialistischen Sowjetunion.

Es gab in den 80er Jahren engagierte, z. T. kirchliche Gruppen, die auf die Umweltsünden hinwiesen. Diese wurden aber massiv von staatlicher Seite drangsaliert, zum Teil auch inhaftiert.

Es hat sich zum Glück in den letzten Jahrzehnten vieles zum Besseren entwickelt, vor Allem dank der heute viel gescholtenen Grünen.

Aber es gibt auch heute noch oder schon wieder Abfallunternehmen, die giftigen Müll illegal (auch in Brandenburg oder in Polen) entsorgen.

In meiner Erinnerung ist noch der medienwirksame Kopfsprung in den Rhein von Umweltminister Töpfer.

Die aktuellen Kriegshandlungen sind unverzeihliche Umweltsünden, die auch uns noch lange belasten werden.

Wir als Menschen sind die einzigen Lebewesen, die ihre Umwelt belasten und zerstören.

Die DDR nach der DDR

Von Dr. Rolf Triesch

Unter diesem zunächst paradox erscheinenden Titel hatte der Verein „Helle Panke“ in Berlin Ende November vorigen Jahres zu einer Buchlesung und Diskussion eingeladen. Auch der Untertitel des Abends „Ostdeutsches Leben aus französischer Sicht“ klang vielversprechend. Meine Erwartungen sind nicht enttäuscht worden.

Die beiden französischen Historikerinnen Agnes Arp und Elisa Goudin-Steinmann haben für dieses Buch 30 sogenannte lebensgeschichtliche Interviews geführt und auf dieser Grundlage eine ausführliche und anschauliche Analyse des Fortlebens der DDR bis in die heutige Zeit vorgelegt. Befragt nach der Motivation für dieses Vorhaben verwiesen sie darauf, dass sie, die beide schon viele Jahre in Ostdeutschland leben und arbeiten, immer wieder darauf gestoßen sind, dass Gespräche mit ihren ostdeutschen Bekannten über das Leben in der DDR sich ganz anders anhöreten als die meisten Darstellungen zur DDR-Geschichte, die die öffentliche Meinung prägen.

In diesen Interviews kommen überwiegend „normale“ Menschen zu Wort, also weder exponierte Funktionäre aus dem Partei- und Staatsapparat noch ausgeprägte Angehörige der Opposition und politisch Verfolgte. Die Autorinnen waren dabei bestrebt, mit ihren Fragen die Interviewpartner nicht aus der Sicht professioneller Historikerinnen gewissermaßen zu lenken, sondern mit „Wie“-Fragen und genügend Zeit und Raum für ausführliche Schilderungen die in der DDR **erlebte Realität** zu dokumentieren.

Allen Lebensgeschichten gemeinsam war dabei die existenzielle Erfahrung der kompletten Umwälzung nahezu aller Lebensumstände in der Zeit der Wende und in den ersten Jahren danach. Für viele war dies mit schmerzlichen Einschnitten verbunden. In manchen ostdeutschen Städten betrug die Arbeitslosigkeit teilweise zwischen 30 und 40%. Und Arbeit war in der DDR üblicherweise weit mehr als nur reine Erwerbstätigkeit, sondern bezog auch viele soziale, persönliche und kulturelle Belange ein. Wenn ein Arbeiter seinen Betrieb, den er vielleicht selbst mit aufgebaut hatte, im Zuge der Abwicklung wieder abreißen musste, verlor er damit häufig nicht nur den Kontakt zu Arbeitskollegen als Freunde, sondern es gingen zugleich außerdem betriebliche Einrichtungen wie Kulturhäuser, Kindergärten, Ferienheime, Gesundheitseinrichtungen usw. ersatzlos verloren. Arbeitslosigkeit war außerdem in der DDR als persönliche Erfahrung unbekannt.

Hinzukam, dass diese Veränderungen in einem rasanten Tempo vor sich gingen. Der Strukturwandel in den westdeutschen Kohlerevieren vollzog sich über mehrere Jahrzehnte; der Osten Deutschlands hatte weit umfassendere Veränderungen in nur einem Bruchteil dieser Zeit zu bewältigen. Als Indiz für die weitreichenden Perspektiverluste vor rund 30 Jahren verweisen Arp und Goudin-Steinmann darauf, dass die ostdeutschen Länder (nach dem Vatikan!) damals die niedrigste Geburtenrate auf der ganzen Welt hatten.

Jedoch wird die Vergangenheit nicht nur für sich betrachtet, sondern die Erfahrungen aus dem Leben in der DDR werden auch zu aktuellen Problemen und Notwendigkeiten in Beziehung gesetzt wie ein weniger konsumorientierter Lebensstil, eine gerechtere Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums; soziale Sicherheit, der Preis des wirtschaftlichen Wachstums; Nachhaltigkeit und Umweltschutz usw.

Aus der Vielfalt der behandelten Themen seien hier schlaglichtartig noch einige Aspekte herausgegriffen:

Enttäuschte Hoffnungen aus der Wendezeit auf einen menschlicheren Sozialismus oder einen „Dritten Weg“, ersatzlose Entwertung beruflicher Qualifikationen (so existiert z. B. der Beruf des Gesundheitsfürsorgers in der Bundesrepublik nicht), mangelnde Vertretung in Ostdeutschland Geborener in Führungspositionen; Rückschritte nach der Wende bei der Gleichberechtigung der Frauen (z. B. Wiedereinführung des Abtreibungsverbot), pauschale Abwertungen von Künstlern und Schriftstellern aus der DDR nach 1989, die teilweise vorher in Westdeutschland einen guten Ruf hatten; für Kultur und Medien insgesamt die Erfahrung, dass der Druck durch Politik und Zensur oftmals durch den des Geldes und der Zwänge der Marktwirtschaft ersetzt worden ist usw. Aus ihrer Analyse dieser Lebensgeschichten leiten die Autorinnen auch ab, dass die wichtigsten Gründe für den hohen Anteil von AfD-Wählern im Osten nichts mit der DDR zu tun haben, sondern mit den politischen, ökonomischen und sozialen Entscheidungen nach der Vereinigung.

Es werden aber auch befreiende, positive Erfahrungen aus der Umbruchszeit angesprochen – manche Menschen hatten das Gefühl, ihnen wüchsen neue Flügel.

Das Buch zielt darauf, differenzierte und thematisch sehr vielfältige Blicke auf das wirkliche Leben in der DDR zu werfen, ohne es auf die inzwischen gut erforschten Komplexe Diktatur und Verfolgung zu reduzieren. Dem liegt die Erfahrung zugrunde, dass Ostdeutsche häufig durch einseitige, tendenziöse Darstellungen zur DDR-Geschichte nicht erreicht werden, wenn sie darin die Vielfältigkeit ihres eigenen Erlebens kaum wiederfinden. Darin sehen Arp/Goudin-Steinmann auch einen Grund für sinkendes Vertrauen in die Demokratie.

Das Buch ist zunächst auf Französisch erschienen. Die Übersetzerin, Claudia Steinitz, selbst mit DDR-Hintergrund, hat einen wichtigen Anteil daran, dass die Texte in hohem Maße die DDR-Wirklichkeit authentisch widerspiegeln.

Zuletzt noch zwei persönliche Anmerkungen: Die Autorinnen schreiben, dass „der Begriff der Agitation in der DDR positiv besetzt“ war (S. 110). Meiner Erfahrung nach wurde von den allermeisten Leuten damals die offizielle Agitation eher als lästig, ziemlich hölzern und wenig realitätsbezogen empfunden. Und ich hätte mir mehr Texte aus den Interviews direkt im Buch gewünscht, wie es der Untertitel „Ostdeutsche Lebenserzählungen“ nahelegt. Aber das war wohl beim begrenzten Umfang eines solchen Titels nicht machbar. Die Auszüge aus den Interviews werden also nur relativ knapp wiedergegeben und dienen vorrangig als Grundlage für die Analysen und Schlussfolgerungen der Autorinnen.

Der Forschungsgegenstand des Ostdeutschen lässt aber auch weiterhin Fragen offen, wie folgende Begebenheit aus dem Buch illustriert: Ein Seelsorger aus Westdeutschland, der seit gut 20 Jahren im Osten lebt, ist „bald 30 Jahre nach der Vereinigung immer noch fasziniert von der Fähigkeit der Ostdeutschen zu erkennen, dass er ein ‚Wessi‘ ist. Die Leute merken es einfach.“ (S. 203)

Agnes Arp, Elisa Goudin-Steinmann: Die DDR nach der DDR Ostdeutsche Lebenserinnerungen; Psychosozialverlag Gießen, 2022

Das Buch kann in der Zeitzeugenbörse ausgeliehen werden.

Erinnerungen an das Theaterstück „Der Stellvertreter“ von Rolf Hochhuth im ehemaligen Theater am Kurfürstendamm-Von Eveline Plato

Vor einigen Tagen bekam ich einen Artikel von einem mir bekannten und langjährigen Mitarbeiter im HI. Stuhl, Herrn Benedikt Steinschulte, zum Lesen, und dabei fiel mir die nicht unumstrittene Aufführung des „Stellvertreters“ von Rolf Hochhuth im damaligen Theater am Kurfürstendamm ein mit dem exzellenten Schauspieler Dieter Borsche als Papst Pius XII. Mit der ganzen Thematik – wohl auch geschuldet durch den im Jahre 1966 vorangegangenen Besuch der Gedenkstätte Auschwitz Birkenau - habe ich mich immer wieder damit beschäftigt. Die vor einiger

Zeit gezeigte Aufführung im Schlosspark-Theater konnte mich emotional nicht erreichen.

Nun las ich den Artikel von Herrn Steinschulte, der seine Information durch ein persönliches Gespräch mit dem Historiker P. Prof. Dr. Peter Gumpel SJ verdankt. Durch die vielen Bücher über den Holocaust einschließlich der Lebenserinnerungen von Überlebenden, die ich in den letzten Jahrzehnten gelesen habe, oder die Dokumentationen, die ich gesehen habe und zu guter Letzt die grausamen Ereignisse seit dem 7. Oktober 2023 haben mich dazu bewogen, mit seiner Erlaubnis seinen Artikel Ihnen zur Kenntnis zu geben:

„Nach der Verhaftung von über tausend römischen Juden am frühen Morgen des 16. Oktober 1943 (sowie deren Deportation und Ermordung in Auschwitz) gab es keine Deportationen in Rom mehr; der entsprechende Befehl war noch am selben Tag um 14.00 h von SS-Reichsführer Himmler persönlich aufgehoben worden. Wie genau es dazu kam, wurde aber erst vor gut zehn Jahren der Öffentlichkeit vollständig bekannt.

Papst Pius XII. bestellte am Morgen des 16. Oktober, als er von der Verhaftung römischer Juden durch die SS erfuhr, sofort den deutschen Botschafter ein und ersuchte diesen, sich für einen Stopp der Verhaftungen einzusetzen. Der Diplomat wies daraufhin, dass es sich um eine SS-Aktion handele, die Direktiven von höchster Stelle kämen, ein Schritt des HI. Stuhls „Konsequenzen“ haben könnte, versprach aber seine Hilfe.

Pius XII. verließ sich jedoch nicht allein auf die deutsche und vatikanische Diplomatie und schickte einen engen Vertrauten, den Generaloberen der Salesianer, P. Pankratius Pfeiffer, mit seinem Hilfeersuchen zum Stadtkommandanten, Generalmajor Rainer Stahel; dieser war P. Pfeiffer aus dienstlichen Kontakten persönlich bekannt. P. Pfeiffer ersuchte Stahel im Vieraugengespräch, die Einstellung der Verhaftungen zu erwirken. Stahel reagierte zunächst wie der deutsche Botschafter, versprach aber dann, Himmler persönlich anzurufen und auf die Einstellung der Verhaftungen zu dringen. Tatsächlich wirkte Stahel im Telefonat mit Himmler unter Darstellung der Folgen weiterer Deportationen für die militärischen Gefahrenlagen „in scharfen Worten“ (so Stahel), den Befehl zum sofortigen Abbruch der „Judenaktion“ in Rom.

Stahels Hilfsbereitschaft und Mut trugen ihm die Rache Himmlers ein, als diesem bei Nachfragen in Rom mitgeteilt wurde, der General sei nur einem direkten Ersuchen des Papstes nachgekommen und habe dafür die militärische Gefahrenlage übertrieben. Himmler veranlasste daher zum 30. Oktober die sofortige Versetzung des Generals an die Ostfront (wo dieser später in sowjetischer Kriegsgefangenschaft verstarb).

Erst vor rund 20 Jahren führten zwei Zeugnisaussagen von früheren deutschen Offizieren auf die Spur, dass neben Pius XII. General Stahel das entscheidende Verdienst für das sofortige Ende der Deportationen in Rom zukommt. Einer der beteiligten Offiziere, Generalmajor Dietrich Beelitz, hatte sich gegenüber dem Historiker P. Prof. Dr. Peter Gumpel SJ zeitlebens Vertraulichkeit für seine Aussage ausbedungen, war aber mit ihrer Verwendung für die Geschichtsschreibung einverstanden. Erst einige Jahre nach Beelitz' berichtete P. Gumpel gelegentlich über dessen Erinnerungen. Beelitz, seinerzeit Oberst, war zugegen, als sich Stahel am 31. Oktober 1943 vom Oberbefehlshaber Italien (Feldmarschall Kesselring) verabschiedete und den obigen Sachverhalt berichtete.“

Freiwilligenagenturen *Von Hans-Dieter Robel*

Der Auftakt war schon mal ein Erfolg. Knapp 200 Gäste diskutierten am 11. Dezember bei der ersten Berliner Engagementkonferenz, wie bürgerschaftliches Engagement in Zeiten des Umbruchs krisenfest aufgestellt und weiterentwickelt werden kann. Die beste Nachricht brachten dabei die CDU-Vertreter mit. **Oliver Friederici**, Staatssekretär für Gesellschaftlichen Zusammenhalt, betonte, dass die vom Vorgänger-Senat beschlossene Engagement-Strategie „weitergeführt und weiterentwickelt“ werde. Dies gelte auch für die „haushalterische Absicherung“ von Einrichtungen. Sowohl die Engagementkonferenz als auch eine Demokratiekonferenz sollen zudem zu einem regelmäßigen Format werden. Es sei „nicht Kür, sondern Pflichtaufgabe“ der Politik, sagte der Parlamentarier **Dennis Haustein**, das Ehrenamt zu unterstützen und auszubauen, um es widerstandsfähiger gegen Krisen zu machen.

Deswegen habe die CDU/SPD-Koalition im kommenden Haushalt für zivilgesellschaftliches Engagement „so viel Geld festgemacht wie noch nie“. So sollen die bezirklichen Freiwilligenagenturen im kommenden Jahr mit 600.000 Euro und für 2025 mit einer Million Euro gefördert werden. Das freute insbesondere **Niklas Alt** vom Paritätischen Wohlfahrtsverband Berlin, der die bezirklichen Freiwilligenagenturen zuvor als wichtige „Seismographen“ für notwendiges Engagement in den Kiezen gelobt und eine bessere Ausstattung angemahnt hatte

Die vom Landesnetzwerk Bürgerengagement organisierte Veranstaltung fand im Hotel Aquino in Mitte statt und hatte das Motto „Engagiert für Zusammenhalt und Demokratie“. Schirmherr ist **Joe Chialo**, Senator für Kultur und Gesellschaftlichen Zusammenhalt. Das Landesnetzwerk Bürgerengagement vereint über 90 Vereine, Projekte, Initiativen, Netzwerke und weitere Akteure, die sich in Berlin engagieren.

In der Konferenz ging es auch um den Austausch mit Kulturschaffenden sowie Vertreterinnen und Vertreter der Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Verwaltung in Berlin. Gesellschaftlicher Zusammenhalt gelinge nur, wenn alle sozialen Gruppen beteiligt seien, waren sich die Gäste einig. In der Debatte gab es auch viele kritische Bemerkungen, etwa über die Vielzahl von bürokratischen und finanziellen Hürden für ehrenamtliche Initiativen und Organisationen oder den Raummangel

Auch der Lichtenberger CDU-Abgeordnete Dennis Haustein nannte fehlende Treffpunkte ein „existentielles Problem“ für Engagierte. Er verwies auf Bemühungen im Bezirk Lichtenberg, Veranstaltungsräume in öffentlichen Bibliotheken zu öffnen. Ziel sei es, „öffentliche Räume möglichst kostenfrei zur Verfügung zu stellen.“

Dass man sich Engagement auch leisten können muss, wurde ebenfalls angesprochen. Ein engagierter Rentner aus dem Reichenberger Kiez in Kreuzberg wies auf Menschen mit Job und Familie hin, die „Schwierigkeiten haben, die Zeit zu finden, um dabei zu sein“. Er wünschte sich, dass von Firmen jeden Monat ein Tag für das Ehrenamt bezahlt werde. Kritisch sahen es Diskutierende auch, wenn unter dem Banner einer direkten Demokratie wie aktuell von der Senatsbauverwaltung per Zufallsauswahl Menschen

ausgewählt werden, die über strittige Bauvorhaben mitdiskutieren sollen. Dies werde dann als Bürgerbeteiligung deklariert, während eventuell Bürgerinitiativen, die sich

fachkundig mit dem Thema beschäftigt haben, außen vor blieben.

In eigener Sache

🌸🌸🌸🌸🌸 Gratulationen 🌸🌸🌸🌸🌸

Wir gratulieren allen im Februar geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern
03.02. Helga Deglmann, 05.02. Erika Schroeder, 15.02. Manfred Leithold, 21.02. Klaus Schulz-Ladegast,
22.02. John Shreve, 23.02. Regina Brandt, 25.02. Dorit Albrecht, 26.02. Hubert Draeger, 26.02. Carsten
Häusler, 27.02. Anja Egerer

Zeitzeugen gesucht

Vermittlungsnummer 191/23: "Ein Doktorand der ETH Zürich sucht nach Zeitzeugen, die hauptsächlich während der 1960er bis frühe 1990er Jahre in den Großwohnsiedlungen Marzahn und Märkisches Viertel gelebt haben."

Ankündigung

HALBKREIS am 27. Februar um 17 Uhr

BRD – DDR – BRD: Ein Leben in drei Gesellschaften

Herr Dr. Rolf Fricke (Jg. 1942) übersiedelte im August 1961 aus der BRD in die DDR, wurde 1964 Student an der ABF (Arbeiter-und-Bauern-Fakultät) Halle, dort Abitur 1966. 1966 bis 1971 Studium der Physik (TU-Dresden) und HU-Berlin. Nach Diplom (1971) Arbeit bis zur Wende in einem Forschungsinstitut in Adlershof (AdW). 1978 Promotion, 1988 Habilitation. Forschungsaufenthalte in Moskau (1973) und Jerewan (1976/77). Ab 1992 Arbeit als Forschungsgruppenleiter im ACA, Adlershof.; zusätzl. Vors. des Betriebsrates (ehrenamt.). Seit 2007 im Ruhestand.

Ab 1989 Mitglied der SPD; nach den ersten freien Wahlen 1990 SPD- Fraktionsvorsitzender in der BVV Berlin-Lichtenberg. Rolf Fricke hat drei Romane mit z.T. autobiografischem Hintergrund geschrieben.

Der zweite Teil unserer Veranstaltung ist für den Austausch der Zeitzeugen und -innen gedacht, so z.B. für einen Rückblick auf die Zeitzeugeneinsätze im Jahr 2023 und oder zur Diskussion künftiger Überlegungen und Projekte.

Moderation: Eva Geffers

Ort: Wein & Vinos GmbH, Hardenbergstr. 9a, Dachgeschoss, mit Fahrstuhl ,10623 Berlin

Verkehrsverbindung: U-Ernst-Reuter-Platz

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P: Jens Splettstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann, Lektorat und Layout: Margot Schmezer
ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE87 3702 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales